

Meine Erinnerungen ...

Sr. Brigitta Kasper erzählt von den Turbulenzen der Nachkriegszeit, den Aufbrüchen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und wie sie sich in all dem aus der ignatianischen Spiritualität heraus für andere engagiert hat.



Mein Zuhause war in Tschechien. Leider mussten wir am Ende des Krieges, wie viele andere, flüchten. Meine Kindheit ist vielleicht deshalb ein wenig zu kurz gekommen, weil ich als Älteste viel mitgetragen habe. Meine Eltern kamen mit der neuen Situation nur sehr schwer zurecht und so versuchte ich ihnen Mut zuzusprechen, sie aufzuheitern, ein bisschen ihr Sonnenschein zu sein.

Eine starke Erfahrung für mich war als mein jüngster Bruder an Lungenentzündung erkrankte. Am Heiligen Abend war sein Zustand so kritisch, dass der Arzt kommen musste. Ich war sehr erschrocken und traurig ging ich in die St. Gertrud Kirche. Dort betete ich für ihn: „Lieber Gott, Du darfst doch zu Weihnachten meinen Bruder nicht sterben lassen!“ Dann kaufte ich von meinem Taschengeld auf dem Rückweg ein kleines Tannenbäumchen und zu Hause gab ich ihn meinem kranken Bruder. Er überlebte! Das war für mich schon eine sehr ausschlaggebende Gotteserfahrung! Es hat meinen Glauben bestärkt: Gott ist da und Gott hilft.

Bald nach der Ankunft meiner Familie in Wien war ich auch in der Pfarre St. Gertrud und im Kloster der Kongregation der Helferinnen zu Hause. Für mich als Vertriebene war dieses Auf- und Angenommensein wichtig. Ich habe das Kloster kennengelernt und so nebenbei eine geistliche Ausbildung bekommen durch das, was von den Schwestern hinüberkam an Lebenshaltung und Lebenseinstellung, so wurde ein Grund gelegt für das, was nachher für mein Leben sehr, sehr wichtig war.



Ich war sehr beeindruckt als ich sah wie sich die Schwestern für ihre Mitmenschen einsetzen, für Kranke, Alte und durch den Krieg Verarmte. Der selbstlose Einsatz der Schwester prägte sich mir tief ein. Viele Schwestern waren französischer Abstammung, galten in diesen Jahre des Krieges als Feinde.

Sie mussten auch immer wieder flüchten, wurden verschoben und ihre Klöster wurden teilweise aufgelöst.

Das schwere Leben, die Armut der Nachkriegszeit schweißte meine Familie zusammen. Wir spürten, wir sind eine Familie und müssen alle zusammenhelfen. Wir mussten miteinander schauen, dass alles gut geht und wir nicht zu großartige Erwartungen haben, dass wir zufrieden und glücklich sind mit dem, was wir haben und es den Eltern nicht schwer machen. Ich lernte in der Schule zu schneidern und versuchte, Geld dazu zu verdienen. Ansonsten war ich in der Jugendarbeit und engagierte mich als Gruppenleiterin. In dieser Zeit gab das mir Sinn und Verantwortungsbewusstsein.

Bald kam die Frage bei mir, was soll das Leben überhaupt, und wie kann man es nicht nur für einen selber finden und positiv bewältigen. Denn das Leben hat ja eigentlich nur dann einen Sinn, wenn man sich gemeinsam für andere Menschen einsetzt. Ich machte meine ersten Exerzitien und es wurde mir klar, dass mich Gott andere Wege führen will, auch wenn meine Gefühle wackelten, mal so und mal so waren.

Ich fing an zu suchen und nahm Kontakt zu verschiedenen Ordensgemeinschaften auf. Ich lernte dabei große, bestens organisierte Klöster kennen. Doch diese Lebensweise und zum Teil auch die Gebetsformen sprachen mich nicht an. Im ärmlichen, alten Kloster der Kongregation der Helferinnen im 18. Bezirk erlebte ich eine „Nüchternheit“ und zugleich eine „Tiefe“, die mich berührten. Die Gründerin der Schwestern, Eugénie Smet, wollte keine Institutionen, damit die Schwestern für die Nöte der Zeit ganz offen sein und sich dort einsetzen können, wo sie am dringendsten gebraucht werden. Diese Offenheit und Flexibilität sowie die Nähe zu den Menschen sprachen mich damals als junge Frau an.

Für mich war es wesentlich, zu den Menschen zu gehen und „dran“ zu bleiben, „bis sie das Ziel ihrer Erschaffung erreicht haben“ - ein Wort der Ordensgründerin -, „also bei ihnen durchzuhalten auch in ihrer Not, so wie Gott eben auch bei uns ist in unserer Not, selbst wenn man meint, da sei eh nichts mehr zu machen. Auch die ignatianische Lebensform, der die Kongregation der Helferinnen folgt, entdeckte ich und war mir hilfreich. Es war die Art und Weise, im Leben zu stehen, Gott zu suchen und zu finden in allem, diese ganz konkrete Spiritualität im Alltag statt wer weiß wie vieler Gebetsformeln. Hier wurden mehr die persönliche Spiritualität und die persönliche Formung gefordert und gefördert.

Ich trat dann nach einem Unterscheidungsweg mit 20 Jahren bei der Kongregation der Helferinnen ein. Meine Eltern hatten es mit meiner Entscheidung nicht leicht, da ihnen meine Aufheiterungen eine große Stütze war. Ich denke heute, dass es ihnen schon sehr wehgetan hat. Schließlich wünschten sie mir das Beste. „Wenn du meinst, das ist dein Weg, dann geh, weil du sollst glücklich werden“, sagte mir mein Vater. Es war auch furchtbar für mich, weil ich gewusst habe, was ich ihnen antue, aber wenn ich meine, es ist mein Weg, dann darf ich meinen Eltern schon zutrauen, dass sie das dann akzeptieren und verkraften.

Ich begann mein Noviziat in Belgien. Es war nicht einfach für mich, denn ich musste eine neue Sprache, Französisch, lernen und merkte einen „Riesenunterschied“ zwischen der Gemeinschaft in Wien und



jener in Brüssel. Aber obwohl die Orden in Belgien materiell deutlich besser gestellt waren, lebten die Schwestern auch hier einfach und gaben alles für ihre Mitmenschen in Not – das war damals für die Bevölkerung des afrikanischen Ruanda, wo die Helferinnen einige Jahre zuvor eine Mission gegründet haben.

Ich wünschte mir dort in Belgien, Missionarin zu werden, und rechnete mit einer Entsendung nach Ruanda. Doch die Generaloberin meinte, das Nachkriegs-Österreich sei auch ein Ort der Mission. So bin ich bis heute im Missionsland Österreich.

Als ich in Brüssel meine Gelübde ablegte, waren meine Eltern dabei. Einige Monate verbrachte ich dann im Ordenszentrum in Paris, und später kehrte ich nach Österreich zurück. Ich wurde nach Graz geschickt, um beim Aufbau eines deutschsprachigen Noviziats zu helfen. Nach einigen Jahren ging ich zurück nach Paris, um mich auf meine ewigen Gelübde vorzubereiten. Schließlich kam ich dann nach Wien.

Ich wurde sehr früh zur Oberin ernannt. Nach meinem ersten Oberinnenmandat wurde innerhalb der Provinz die Wiener Niederlassung in Frage gestellt. Das war für mich eine unerwartete Krise. Die damalige Generaloberin, „eine sehr kluge Frau“, schob die Entscheidung hinaus und ließ mich studieren. In Innsbruck absolvierte ich einen pastoralpsychologischen Hochschullehrgang. Jeder sagte mir: ein tolles Studium und eine tolle Stadt! Doch ich dachte mir, wenn ihr wüsstet, wie es in mir drinnen aussieht ... Drei Jahre dauerten die Studien in Innsbruck, gemeinsam mit anderen Schwestern, die für die Studienzeit eine kleine Niederlassung bildeten. Ich blieb in dieser Zeit auch Oberin der Wiener Gemeinschaft. Meine Mitschwestern gaben mir großen Rückhalt dabei.

Im Nachhinein verstand ich, dass wenn ich diese Phase nicht gehabt hätte, dann wäre etwas schief gegangen. Im Nachhinein sieht man, wofür welche Prüfung gut ist. Ich habe diese drei Jahre für mich persönlich und für das Ganze durchstehen müssen, damit ich dann meine Aufgaben echter und selbstloser leben kann.

Danach erlebte ich etwas wie eine „Explosion“: Eine Gemeinschaftsgründung folgte der anderen, manchmal entstanden sogar zwei neue Niederlassungen innerhalb eines Jahres. Wenn ich heute die Geschichte der Provinz betrachte, wird mir ganz schwindlig.

Es sind aufregende Zeiten, das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) brachte neuen Schwung und die Ordensgemeinschaften wurden ermutigt, sich auf ihre Anfänge zu besinnen und ihren Platz in der heutigen Gesellschaft zu finden. Für mich gab es irgendwo Antwort auf die Hoffnung, dass sich was ändert, diese Aufbruchstimmung machte Mut, weiterzugehen und etwas Neues zu beginnen.

Rom stellte die Anfrage an die Orden, drei Jahre lang neue Wege zu beschreiten und als Experimente zu leben. Unsere Kongregation nahm das sehr schnell in Angriff und wagte beim Generalkapitel 1966 große Veränderungen. Der Orden konnte nur deshalb aufbrechen, weil es in der Kirche einen starken Aufbruch gab. Da hat man wirklich Unterstützung von der Kirche erlebt. Jetzt ist das nicht mehr so. Weil ja die Kirche auch nicht mehr so die Möglichkeiten hat.

Nach Ablauf der drei Jahre stellte man fest, dass manches doch nicht so schnell geht, anderes aber gelungen ist. In Wien standen umfassende Neuerungen an. Das alte Kloster im 18. Bezirk, das 1897 die erste Gründung der Kongregation in Österreich war, wurde verkauft und abgerissen.

Die Schwestern wohnten nun in Eigentumswohnungen. Einige der Schwestern, vor allem die jüngeren, zogen in die neuerrichtete Großfeldsiedlung, eine „Wohnstadt“ für 21.000 Bewohner in der Leopoldau im 21. Bezirk. In der Siedlung gab es viel zu tun für die Schwestern. Ich war in



der Jugendarbeit tätig. 700 bis 800 Erstkommunionkinder gab es damals Jahr für Jahr, die Helferinnen bauten unter anderem eine Tischmütterrunde auf.

In dieser Zeit war ich auch im Exerzitienreferat der Erzdiözese Wien tätig. Während meiner Zeit in Frankreich arbeitete ich mich in eine für mich neue, von den Jesuiten entwickelte Form der Exerzitien ein. Statt Vortragsexerzitien gab es nun Einzelbegleitung.

In der Großfeldsiedlung war der Lebens- und Gemeinschaftsstil ein etwas anderer. Gebetszeiten und auch die Gottesdienstfeier waren hier nicht so regelmäßig, wie im Kloster, denn nicht jeden Tag wurde in den benachbarten Kirchen eine Messe gefeiert und die vielen unterschiedlichen Verpflichtungen der Schwestern schränkten das gemeinsame Beten ein. Während im Kloster die älteren Schwestern ihre Ordenstracht trugen, war das bei und in der Großfeldsiedlung nicht der Fall. Doch die Mitschwwestern der anderen Niederlassung sagten uns: „Ihr seid trotzdem noch echte Ordensschwwestern geblieben.“ Zwischen den beiden Gemeinschaften wurde ein reger Austausch gefördert.



Wir Helferinnen gründeten weitere Niederlassungen in Wien, außerdem in Baden, Kärnten, Salzburg und in Deutschland, von wo es immer wieder Anfragen an den Orden gab. Sie gingen nach München, Bamberg, Aachen, Frankfurt und viel später – 2012 – nach Leipzig und Berlin. Nach der Öffnung der osteuropäischen Länder gingen wir auch nach Ungarn und Rumänien. Sogar nach Indien wurden die Helferinnen gerufen.

Es war ein Schwung da, eine Ermutigung und Begeisterung, man hat sich was getraut, etwas riskiert. Ich selbst spürte dieses Risiko in meinen Funktionen, und erfuhr dabei große Unterstützung seitens der Kirche, meiner damaligen Mitschwwestern und des Generalats. Allein kann man das nicht. Das geht nur, wenn man eine gute Form der Zusammenarbeit und gegenseitigen Stütze hat - ein Miteinander.

Sr. Brigitta Kasper sa